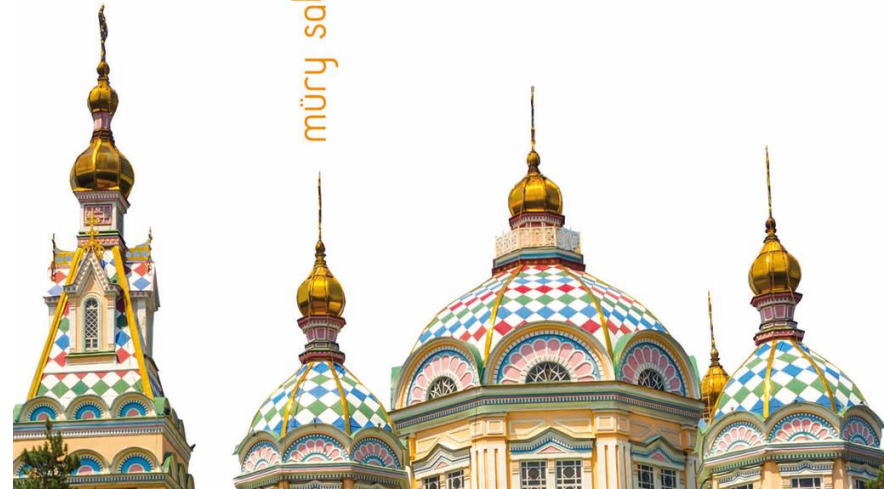


Eleonora
Hummel
Die Wandelbaren
Roman



müry salzmann



Eleonora Hummel
Die Wandelbaren
Roman

müry salzmann

Inhalt



- 7 *Erster Teil*
Die Verheißung 1975
- 96 *Zweiter Teil*
Moskau 1975–80
- 197 *Dritter Teil*
Temirtau 1980–85
- 299 *Vierter Teil*
Das große Werk 1986–92
- 370 *Fünfter Teil*
Die Wandelbaren 1992–2016
- 460 *Quellen und Glossar*

Dieses Buch ist ein Werk der Fiktion. Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen sind rein zufällig und keinesfalls beabsichtigt.

Erster Teil
Die Verheißung
1975

Arnold Bungert

Ich bin der Junge vom Feld.
Der Sohn vom Bungert.
Das Bungert-Bübele.
Arnold Arnoldowitsch junior.
Der kecke Bauernbub, der vom Traktorsitz weg auf die
Bühne geholt wurde.
Genau der, von dem erzählt wird.
Die anderen sind heute nicht mehr hier.
Ich bin es.

Die Erntezeit war in vollem Gange, als die Kommission zu uns ins Dorf kam. Am Vorabend war ich schon vor Ende der Nachrichten eingeschlafen. Ich weiß nur noch, dass auf dem Bildschirm gerade ein Mähdrescher durch ein golden wogendes Feld tuckerte und die Ansagerin über herausragende Erträge landauf, landab berichtete. Nach einem Arbeitstag im Freien war ich häufig müde, nickte oft bereits im Hellen weg. Im Steppensommer, wenn die Abende lang waren und meine Mutter um elf von der Spätschicht heimkam, goss sie die Blumen ohne Zuhilfenahme einer Taschenlampe. Während das Gartenwasser lief, setzte sie sich mit der Zeitung nach draußen und las im Übergang zwischen Tag und Nacht, bis die Mücken sie zurück ins Haus trieben.

Wer mit dem ersten Hahnenschrei aufsteht, muss mit den Hühnern ins Bett gehen, sagte Mutter. Alte Bauernregel! Ich erinnere mich dunkel, dass Mutter versucht hatte, mich zu wecken, und ich im Halbschlaf mit einem zustimmenden Schmatzen antwortete.

Am nächsten Morgen stand der Weizen auf meinem Feld nicht weniger hoch. Seine vergoldeten Ähren schwankten leicht im Wind, fernsehreif. Ich war sechzehn, kein Schüler mehr und noch kein vollwertiger Arbeiter, mein einziger Untergebener war der Schäferhund. Auf dem Traktorsitz fühlte ich mich genauso sicher wie auf einem Fahrradsattel. Mit drei saß ich auf dem Schoß meines Vaters und machte „Brumm-Brumm“ wie ein echter Motor. Mit fünf kannte ich alle Getreidesorten und wusste, wann man sie erntet und wie man sie einbringt.

Das ist Bungerts Sohn, sagten die Leute anerkennend. Kaum dem Steckenpferd entwachsen, schon rüttelt er am Lenkrad. Der wird mal Traktorist!

Petuchow hatte mich in aller Herrgottsfrühe zum Feld bestellt, als vom Tau noch ein wenig Kühle ausging. Sein Mähdrescher stand verlassen da. Ich lief um die Maschine herum und rief seinen Namen, gerade so laut, dass eine naseweise Feldmaus wieder in ihrem Erdbau verschwand.

Die Kolchose hatte nicht genügend Traktoren, deshalb fuhr ich bei Petuchow als Praktikant mit. Der Meister hatte wohl verschlafen und würde bald schlecht gelaunt hier aufkreuzen.

Je höher die Sonne stieg, desto mehr füllte sich die aufgeheizte Luft mit dem Sirren und Summen von vielbeinigem Getier. Das Feld vor mir schien in alle Richtungen zu wachsen. Wo zum Henker blieb Petuchow? Ich wagte es nicht, mich zu entfernen, er könnte ja jeden Moment auftauchen. Ohne ihn durfte ich nicht anfangen. Es war sein Traktor, also blieb mir nur zu warten.

Die Mittagsglut wirkte zunehmend wie ein Schraubstock, der meine geistigen und körperlichen Regungen lähmte. Mithin ließ ich bald lieber die Fliegen auf meinem Gesicht landen, als die Hand zu heben, um sie zu verscheuchen. Allenfalls versuchte ich zu blinzeln oder den Kopf wegzudrehen, was meine geflügelten Besucher nicht im Geringsten störte.

Im Glauben, außer Petuchow würde sich niemand hierher verirren, machte ich es mir im Schatten der Maschine, verdeckt von Weizenhalmen, bequem. Alles Pflichtgefühl fiel sogleich von mir ab. Ein Käfer kitzelte auf seiner Wanderung meinen nackten Knöchel. Ich wackelte mit dem Fuß, um ihn abzuschütteln, natürlich vergeblich. Ach, dann soll er doch, dachte ich träge.

Es gab ja Wichtigeres.

Wenn ich sage, ich sei in jenem Sommer, mit sechzehn, unsterblich in Nelli Schulz verliebt gewesen, wäre das richtig, aber nicht die ganze Wahrheit.

Ich war fest entschlossen, Nelli Schulz zu heiraten.

Nelli war die Tochter des Vorsitzenden unserer Kolchose und völlig ahnungslos, was meine Pläne anging. Das wollte ich so schnell wie möglich ändern. Sie war drei Jahre älter, was mich nur anspornte. Schon lange wurde sie von meinen Blicken begleitet, wenn sie auf einem kolchoseigenen Lkw durch das Dorf fuhr. Manchmal saß sie auf dem Beifahrersitz und trug ein weißes Kopftuch nach Art der Melkerinnen. Oder sie hütete hinten auf der Ladefläche eine Fuhre Wassermelonen, einen Berg Futtermais oder Jutesäcke mit Sonnenblumenkernen.

Von dort oben überstrahlte sie alle.

Sie lächelte Passanten an und versäumte es dabei nicht, die Produkte unserer Kolchose anzupreisen, so dass so gut wie jeder bereit war, ihr etwas abzukaufen. Einmal hatte sie mir eine Scheibe Wassermelone zur Verkostung gereicht, dazu musste sie sich tief herabbeugen und ich mich ihr auf Zehenspitzen entgegenstrecken, dann stand ich mit dem tropfenden Obststück in der Hand da, unfähig, mich zu bedanken, und sie hatte sich schon dem Nächsten zugewandt.

Nach längerem Nachdenken über das Geschehene war ich mit noch klebrigen Fingern zu folgendem Ergebnis gekommen: Nelli Schulz schenkte nicht jedem Melonenscheiben. Es musste eine tiefere Bedeutung haben. Nelli war Melkerin. Eine der besten in der ganzen Kolchose. Als Gewinnerin eines Melkwettbewerbs war sie mit ihrer Vorzeigekuh kürzlich im *Neuen Leben* abgebildet gewesen. Die Bildunterschrift wie den Rest der Zeitung konnte ich nicht lesen, weil sie auf Deutsch gedruckt war, aber ich hatte den Artikel ausgeschnitten und unter meine Schreibtischunterlage geschoben, um Nelli nahe zu sein.

Das neueste Gerücht, Nellis Vater wolle seine Tochter im Auftrag der Partei zu einem Studium der Agrarwissenschaften delegieren, hatte mich in Unruhe versetzt. Wenn Nelli unser Dorf tatsächlich schon im Herbst verlassen würde, blieben mir nur noch wenige Wochen Zeit, um sie auf mich aufmerksam zu machen.

Der freche Käfer krabbelte weiter unter mein hochgekremptes Hosenbein. Um Nelli vor mir zu sehen, musste ich nur die Augen schließen und das Jucken

ausblenden. Da war sie! Ich genoss es, meinen Blick Zentimeter für Zentimeter an der Traumgestalt hochwandern zu lassen, angefangen bei Nellis Füßen, die in weißen Riemchensandalen steckten, über die Knie, die bei jedem Schritt unter dem Rocksaum hervorschauten, bis zur Knopfleiste ihrer Sommerbluse, die in einen züchtigen Ausschnitt mündete...

Ja, das war Nelli in voller Größe. Die Sonne hatte ihr Haar gebleicht und die Haut gebräunt. Eine blonde Strähne, herausgerutscht aus Nellis hochgebundenem Pferdeschwanz, schlängelte sich hinter dem Ohr entlang. Ach, einmal diese Locke um meinen Finger wickeln! Ich streckte im Geiste die Hand aus, aber da war natürlich nichts, wonach meine Finger hätten greifen können – außer dem Käfer, den ich endlich von meiner Wade in seine natürliche Umgebung beförderte.

Die Devise von der Planerfüllung nahm Petuchow nicht sonderlich ernst, vielmehr erwartete er meinen Einsatz unter seiner Anleitung. Dafür war seine persönliche Anwesenheit jedoch unverzichtbar.

Ich döste weiter. Fühlte mich dabei so sicher wie eine Feldmaus, solange kein Adler in Sicht ist. Und der Plan, der konnte mich mal... äh, der konnte auch noch später erfüllt werden.

Mein künftiger Schwiegervater war ein bedeutender Mann. Vorsitzender einer ertragreichen Kolchose! Held der Sowjetunion! Ehrennadel- und Parteibuchbesitzer! Auf du und du mit allen wichtigen Leuten des ganzen Rayons. Seine Kühlschränke – er hatte zwei, einen im Haupthaus, einen in der Sommerküche – waren vollgestopft mit frischem, gepökelt, geräuchertem

Schweine- und Rindfleisch und gerupften Hähnchen. In seiner Badewanne schwammen ellenlange gemästete Karpfen aus den Kolchose-Teichen umher, bevor sie in der Pfanne des Hausherrn landeten. Im Saft von Wassermelonen hätte Nelli baden können, mit Kartoffeln und Mais den Balchaschsee trockenlegen.

Wenn ich eins wusste, dann dies: Weder mit einer Spritztour auf dem Traktor noch mit einer Fuhre Heu für ihre Kaninchen würde ich *ein Mädchen wie Nelli* beeindrucken können! *Arnold, du wirst dir was anderes einfallen lassen müssen.* Ich ging meine Möglichkeiten durch. Nellis Namen ins Feld mähen, ohne von Petuchow erwischt zu werden? Weit und breit wuchs hier kein Baum, auf den ich sie hätte locken können, damit sie mein Signal von oben erkannte.

Die Zeit rannte mir davon ohne einen Plan, wie ich meine Vorstellungen verwirklichen sollte: mit Nelli Kinder bekommen, ein Haus bauen, Traktor fahren, mit dem Schwiegervater Flussbarsche angeln gehen. Was konnte es Besseres im Leben geben? Nichts, erwiderte ich mir selbst.

Meiner Mutter würde Nelli gefallen. Der alte Schulz besaß zwar ein Parteibuch, seine Frau aber sang heimlich im Chor der *lutheranischen* Kirche, wo auch meine Mutter hinging. Die *lutheranische* Kirche war kein Prunkbau in der Dorfmitte, so gesehen nicht mal ein bescheidenes Gotteshaus, sondern die Scheune vom alten Balzer – Pfarrbüro, Gemeindetreffpunkt und Predigtkanzle in einem. Seit meiner Taufe war ich dort nicht mehr gewesen; mein Freund Kim sagte, im Vorbeigehen könne man durch das Fenster Lieder in einer fremden Sprache hören.

Diese Sprache hatte etwas mit mir zu tun, so viel wusste ich, aber mehr noch gehörte sie zu den alten, sangesfreudigen Leuten, die sich regelmäßig bei Gottlieb Balzer trafen. Niemand hielt mich an, Vokabeln zu lernen, um *Wer nur den lieben Gott lässt walten* im Original mitzusingen. Manches Wort hatte ich im Praxistest aufgeschnappt, in der Schule des Lebens, wenn die Großmutter mich nach *Grombiera* in den Keller schickte und mich *dabbich* nannte, wenn mir etwas aus der Schüssel fiel, ja, da ahnte ich, dass das kein Lob war. Mein Verstehen hatte weniger mit Wissen zu tun, sondern mit Nachspüren. Irgendein Programm in meinem Kopf versuchte ganz ohne mein Zutun, aus dem Kontext, der Tonlage und dem Klang der fremdländischen Sätze ihre mögliche Bedeutung herauszufiltern. Die kleinste bekannte Silbe konnte sich als hilfreich erweisen, um auf das große Ganze zu schließen. Allerdings fehlte mir häufig die letzte Gewissheit, ob ich mit dieser Methode richtiglag.

Mutter hoffte, irgendwann würden die Spenden der Gemeindemitglieder, sprich der Lutheraner, reichen, um eine richtige Kirche zu bauen, mit Gesangsbüchern und Bibeln in Luthers Sprache für alle. Bis dahin nahm sie ihre größten selbstgezogenen Auberginen und Zucchini zum Erntedankfest mit in die Scheune. Immerhin war der Giebel mit einem einfachen Holzkreuz geschmückt, und singen konnte man dort so gut wie anderswo.

Zum Leidwesen der Mutter verweigerte ich mich dem gemeinschaftlichen Singen, beherrschte auf der Gitarre nur ein paar Akkorde, hielt mich jedoch im Tanzen für ein Naturtalent, seit ich meine ältere Schwester Magdalena

dabei erwischt hatte, wie sie mit einer alten, zusammengerollten Decke vor dem Spiegel Walzerschritte übte. Ein Scheuerbesen sorgte dafür, dass die Decke nicht zur Seite kippte. Magdalena hatte ihr ein Ausgekleid übergezogen und den *Kopf* mit Seidenschals umwickelt, die Mutter für besondere Anlässe hütete und die Magdalena nicht anzufassen hatte – das wusste sogar ich. Meine Schwester hielt einen schlaffen Ärmel in der rechten Hand, sang im Takt der Schritte *eins-zwei-drei-vier-fünf-sechs* dazu und ließ sich nicht davon beirren, dass ihre Füße gegen den Scheuerbesen stießen.

„Leg das Ding da weg“, sagte ich großspurig, „ich zeig dir, wie’s geht.“

Ich reichte meiner Schwester damals gerade bis zur Schulter, dem zugeschnürten Wollvlies fühlte ich mich aber allemal überlegen.

„Wir üben für Magdalenas Abschlussball“, sagte ich zu unserer verdutzten Mutter. „Eins-zwei-drei-eins-zwei-drei. Seht ihr, so einfach geht Walzer!“

Mutter war so angetan von unserer harmonischen Freizeitgestaltung, dass sie kein Wort über die Seidenschals verlor.

Sie kamen in einer Staubwolke. Ich wusste sofort, das konnte nicht Petuchow sein.

Ich hörte, wie das Fahrzeug bremste. Eilends hob ich den zuvor zu diesem Zweck – also des Ertapptwerdens – bereitgelegten, öldurchtränkten Lappen auf und begann, meinen – also Petuchows – Traktor zu polieren. Mitten in der Bewegung, den Wischlappen noch maleisch auf dem Schutzblech drapiert, drehte ich mich um,

als sei ich soeben durch Störenfriede aus einer hochwichtigen Tätigkeit gerissen worden.

Zwei Fremde bahnten sich den Weg durch den Weizen, ein Herr mit Notizblock, eine Frau mit Brille, Hochsteckfrisur, am Haaransatz umrandet von einem Schweißperlenkranz, und einer gefalteten Zeitung in der Hand, die sie als Fächer benutzte. An der Erscheinung der beiden erkannte ich augenblicklich, dass sie aus der Stadt kamen und vom Kühemelken oder Pferdeaufzäumen keinen Schimmer hatten. Pferde grasten, seit ich denken kann, unweit meines Fensters, ich konnte ihnen geradewegs auf das Heu mampfende Maul – oder die edle Rückseite – schauen. Als kleiner Junge träumte ich davon, ein Dschigit zu sein, einer der verwegenen Reiter, die seit der Wiege eins sind mit ihrem Pferd, wie es sich für Steppenbewohner gehört. Doch war aus mir bis heute kein Dschigit geworden, sondern nur ein Jungtraktorist. Wäre ich ein Dschigit, würde Nelli sich hinter mir aufs Pferd schwingen und mich dabei fest umklammern...

Die Erkenntnis, dass die Ankömmlinge Stadtmenschen waren, dämpfte meinen natürlichen Respekt vor Autoritäten ein wenig.

„He Junge! Ja, *du* da!“

Der ölige Lappen stand mir zweifellos gut zu Gesicht. Ich hatte darauf geachtet, dass meine Hände und die Arbeitskleidung nicht frei von Schmutzflecken waren. Im Grunde konnte mir nichts passieren. Sollten sie auf der Suche nach dem Tunichtgut Petuchow sein, ließe sich ebenfalls schwerlich etwas finden, das man hätte *mir* vorwerfen können, war ich doch in jeder Hinsicht unschuldig...

„Bist du der Bungert Arnold?“

Nun hielt ich wachsam inne. Sie kannten meinen Namen! Aber woher?

„Ja, der bin ich. Keine Sorge, der Motor läuft gleich wieder. Überhitzt, braucht nur 'ne kurze Pause.“

Mein Traktor schien sie jedoch nicht zu interessieren.

„Genosse Schulz hat uns gesagt, dass wir dich hier finden.“

Nellis Vater schickte jemanden zu mir? Ausgerechnet heute? Leute aus der Stadt? Ich kannte Städte damals nur aus Büchern, was ich aber vor denen da niemals zugegeben hätte. Meine Verwirrung mündete in ein vorsichtiges Nicken.

„Wir suchen junge Leute mit Interesse für darstellendes Spiel.“

Ich musste recht blöd dreingeschaut haben, sogar nach dem Traktor habe ich mich umgedreht, als könne ausgerechnet der etwas Erhellendes zum Gespräch beitragen, oder als stünde jemand hinter mir, den diese Verirren eigentlich meinten.

„Theater“, sagte die Frau, als erkläre sich damit alles.

„Theater gibt's hier nicht“, sagte ich, froh, den Fremden endlich eine Auskunft geben zu können. Da hatten sie sich aber ganz schön verfahren!

„Das kommt noch. Vorerst suchen wir aufgeweckte Mädchen und Jungen für den Schauspielerberuf. Genosse Schulz hat gesagt, fragt den Bungert Arnold, der ist grade auf dem Feld. Deshalb sind wir hier.“

Ich war mir nun sicher, dass es ihnen nicht um meine eigenmächtig ausgedehnte Mittagspause und die Weizenernte ging. Zwar redeten sie nach meinem Emp-

finden Unsinn, aber ich wollte vor diesen Städtern keinesfalls ungebildet erscheinen und den Eindruck, meine Kolchose sei womöglich kulturelles Brachland, unbedingt vermeiden. Schließlich hatten wir Gewächshäuser, Getreidesilos, Karpfenteiche, Kürbis- und Sonnenblumenfelder, Rinder, Pferde und Hühner. Wenn *das* den Zugereisten nicht genug war und ihnen noch ein *Theater* fehlte, dann würde Nellis Vater eins hinstellen, auch mitten in die Steppe!

„Da muss ich erst meine Eltern fragen“, sagte ich, stolz auf meine Schlagfertigkeit. Meine Freunde Kim, der junge Balzer und Ponomarenko hätten vor Leuten aus der Stadt gewiss keine Silbe herausgebracht, obwohl sie sonst ihr Maul nicht weit genug aufreißen konnten.

„Das ist ein guter Vorschlag, Arnold! Lass uns zu dir nach Hause fahren und mit deinen Eltern reden. Dauert nicht lange, keine Sorge.“

Statt die Fremden los zu sein, saß ich plötzlich in ihrem Auto, vielmehr in einem Moskwitsch aus dem Kolchose-Fuhrpark, am Steuer Schulzens Fahrer. Sie sagten, ich müsse mir wegen Petuchow keine Sorgen machen; Genosse Schulz hätte ihnen persönlich die Erlaubnis gegeben, mich mitzunehmen. Ich hatte es offenbar mit *wichtigen* Leuten zu tun!

Zu Hause ging ich voraus in die Küche, um meine Mutter vorzuwarnen. Mein Vater war natürlich abwesend, aber das musste ich ja nicht gleich jedem Dahergelaufenen erzählen, zumal sich manche Dinge ohne ihn besser regeln ließen.

Meine Mutter trug eine Schürze, weil sie gerade mit Marmelade-Einkochen beschäftigt war, rote Spritzer besprenkelten ihre Unterarme, die Schürze, und beim Zurückstreifen einer Haarsträhne hatte sie einen Marmeladentropfen auf ihrer Wange unbemerkt zu einer Blutspur bis zum linken Ohrläppchen verschmiert.

Noch bevor ich etwas sagen konnte, hatte Mutter die Lage schon auf ihre Art gedeutet: Sohn von Amtsträgern aus der Stadt vom Feld weggeholt und nach Hause gebracht = der Junge hat was ausgefressen, aber gewaltig!

Sie bat die Gäste ins Wohnzimmer, legte die Schürze ab, drohte mir mit dem Blick, es würde gleich was setzen, sobald sie erfahren hätte, welches Vergehen mir zur Last gelegt wird. Ich konnte ob meiner eigenen Unkenntnis nur mit den Schultern zucken, was mir aber nicht weiterhalf. „Du bleibst draußen, Arnold!“, beschied Mutter.

„Nur fünf Minuten“, sagte die fremde Frau an mich gewandt, aber da hatte Mutter bereits die Tür vor meiner Nase zugeschlagen.